

Veröffentliche oder stirb

Die Fülle an verfügbarem Material und der Druck zum Publizieren verleiten Wissenschaftler häufig dazu, sich heimlich bei Kollegen zu bedienen. Die Parallelen zum Journalismus sind augenfällig.

VON SEBASTIAN SATTLER UND FLORIS VAN VEEN

Teilweise ist es amüsant, welche Mühe sich Plagiatorinnen machen – und zugleich erschütternd, mit welcher Dreistigkeit sie im wahren Sinne des Wortes »ans Werk gehen«. Für seine Habilitation an einer nordrhein-westfälischen Hochschule übersetzte ein Mathematik-Professor die Arbeit eines russischen Kollegen. Später wurde das Original auf Englisch veröffentlicht und die Sache kam ans Licht (Finetti/Himmelrath 1999). Besonders gra-

Die Moral ehrlicher Zeitgenossen wird erschüttert, wenn sie erfahren, wie sich Kollegen die Arbeit erleichtern.

vierend war der Fall von Shree Ram Singh vom Institute of Evolution der University of Haifa: Er verwendete 93 Prozent der Wörter und eine Abbildung des Originalaufsatzes und hatte zudem jemanden ohne dessen Wissen zum Koautor gemacht (Sota 2004).

Der Premier als Plagiator

Der Pulitzer-Preisträgerin und Kolumnistin der *New York Times*, Maureen Dowd, wurde vorgeworfen, einen Teil ihrer Kolumne von einem US-Blogger abgeschrieben zu haben. Ihr Kollege Jayson Blair bescherte der *NYT* einen schwarzen Tag, als sie Plagiatshinweise und Korrekturen zu 39 seiner Artikel veröffentlichte (Shapiro 2006). Blair verlor seinen Job und mehrere leitende Redakteure nahmen ihren Hut. Und selbst Staatsmännern haftet der Makel des Plagiats an. So wird dem russischen Premierminister Putin vorgeworfen, seine Dissertation teilweise wortwörtlich abgeschrieben zu haben (Sands 2006).

Beispiele für Plagiate in Wissenschaft und Medien gibt es viele. Auffallend rar ist hingegen Forschung

zum Textklau im Journalismus (Lewis 2008). Das verwundert, führt man sich den Schaden vor Augen: Leser werden nicht authentisch und transparent informiert, aber trotzdem zur Kasse gebeten. Herausgeber und Editoren ärgern sich: Ihr Medium im Speziellen und die Journalistenzunft im Allgemeinen büßen durch bekannt gewordene Plagiatsfälle an Reputation und Glaubwürdigkeit ein. Jeder Textdieb erschleicht finanzielle Entlohnungen und erhält Anerkennung für gelungene Artikel – ein psychisches Einkommen. So kann die Moral bislang ehrlicher Journalisten zerlegt werden, wenn sie ahnen oder wissen, wie sich Kollegen ihre Arbeit erleichtern.

Verschwendung von Zeit und Steuergeldern

Ähnliches lässt sich über die Schädlichkeit von Plagiaten in der Wissenschaft sagen, auch wenn häufig konstatiert wird, dass bestohlene Kollegen mehr um ihre Anerkennung gebracht werden als um Geld. Forscher, die Plagiate als eigene Leistung ausgeben, strapazieren die Zeit von Gutachtern und Editoren. Und sie verschwenden Steuergelder, weil sie nicht den hehren Zielen des Wissensfortschritts und der Wahrheitsfindung dienen, für die sie bezahlt werden und für die entsprechend professionssoziologischer Vorstellungen ihr Herz schlagen sollte. In der Medizin kommt hinzu, dass die gleichen Ergebnisse, mehrfach publiziert, eine vielleicht nicht vorhandene Verlässlichkeit von Therapieformen suggerieren und Falschbehandlungen provozieren (Errami/Garner 2008).

Es gibt also genügend Gründe, sich mit den Ursachen von Plagiaten in Wissenschaft und Journalismus zu beschäftigen. Doch wie lassen sie sich definieren? Einfach ausgedrückt sind Plagiate die Übernahme geistiger Inhalte, ohne deren Herkunft kenntlich zu



machen. Im »engeren juristischen Sinne versteht man darunter nur die Übernahme von urheberrechtlich geschützten Werken oder Werkteilen, sei sie unverändert oder in einer Umarbeitung, deren Abstand vom Original nicht die freie Benutzung erreicht, ferner die Unterlassung der Quellenangabe bei an sich erlaubten Zitaten« (Rehbinder 2004: 192). Mit »Abstand vom Original« ist die Eigenleistung gemeint – juristisch ausgedrückt die »für eine Bearbeitung erforderliche Schöpfungshöhe« (Schack 2005: 122).

Unbewusster Ideenklau

Auch eine unbewusste Übernahme, die sogenannte Kryptomnesie, ist »rechtswidrig, oft auch schuldhaft; vom Plagiat unterscheidet sie sich nur durch den fehlenden Vorsatz« (Schack 2005: 123). Dabei wird argumentiert, dass ein vorgebrachtes »Unbewusstsein« häufig als Schutzbehauptung fungiert (Rehbinder 2004: 192).

Verwendet ein Autor Inhalte eines eigenen Werkes, ohne dies kenntlich zu machen, gilt dies wissenschaftsethisch als fragwürdig und wird von den meisten Fachzeitschriften untersagt (Errami/Garner 2008).

Allerdings sprechen Juristen in diesem Fall nicht von Plagiaten, da man sich »keine fremde Urheberschaft anmaßt« (Schack 2005: 123). Beim sogenannten Ghostwriting liegt aus urheberrechtlicher Sicht ein Plagiat vor, dem der Urheber jedoch zugestimmt hat (Bullinger 2006: 211).

Bei übernommenen Inhalten kann es sich zum Beispiel um Argumente, Aussagen, Erklärungen, Ideen, Entdeckungen, Abbildungen und Tabellen handeln (Sattler 2007). Dabei ist es eine Definitionsfrage, wo das Plagiat

anfängt. Nur bei einer vollständigen Übernahme ist der Fall klar. Für partielle wörtliche Übernahmen nennt der Deutsche Hochschulverband (2002) sechs gleiche Wörter in einem Satz als Kriterium. Doch beim Klau von Ideen, Paraphrasierungen oder sogenannten Patchwork-Plagiaten, bei denen mehrere fremde Inhalte ineinander geschoben und teilweise

Die Frage ist, wo das Plagiat anfängt. Ganz klar ist der Fall nur bei einer vollständigen Übernahme.

WAS LEISTET PLAGIAT-SOFTWARE?

Mittlerweile existiert eine ganze Reihe entsprechender Programme. Für alle gilt: Zu untersuchende Texte werden mit einem Referenzdatenbestand abgeglichen. Ein Report gibt danach Auskunft über verdächtige Stellen. Die zum Abgleich verwendeten Daten und Verfahren variieren allerdings deutlich – und somit auch die Trefferquoten. Das zeigte ein Intensivtest 16 gängiger Software-Produkte durch die Berliner Professorin Debora Weber-Wulff (2008).

Kein Programm fand alle zu beanstandenden Textstellen. Der Sieger Copyscape Premium erreichte immerhin 70 von 80 Punkten. Dies gelingt durch den Zugriff auf Googles riesigen Suchindex (Stichwort Google-API). Eine Prüfung von maximal 2.000 Wörtern oder des Inhalts einer URL kostet mit diesem Programm 5 Cent. Im Test nicht gut, aber dennoch am Markt erfolgreich, lautet das Fazit für Turnitin: Laut Selbstbeschreibung wird die Software weltweit in über 10.000 Organisationen eingesetzt, darunter in einer Vielzahl hiesiger Hochschulen. Die zwei getesteten Versionen landeten jedoch abgeschlagen auf den Plätzen 13 und 16.

Manche Anbieter erweitern ihre Indizes, indem sie analysierte Texte speichern und die Informationen bei späteren Prüfungen einsetzen. Das ist allerdings urheberrechtlich bedenklich, da Rechte am geistigen Eigentum berührt werden. In den USA wurde erfolgreich dagegen geklagt, vergleichbare Urteile existieren hierzulande bislang nicht.

Da kein Programm korrekte Zitationen erkennen kann, bedürfen verdächtige Passagen einer zeitaufwändigen händischen Kontrolle. Alle scheitern an der semantischen Erkennung von Textinhalten. Ideenklau kann also kaum aufgedeckt werden. So wägt man sich in falscher Sicherheit, wenn die Software nicht anschlägt.

Sie versagt auch, wenn Originale online nicht (mehr) verfügbar oder übersetzt worden sind. Wer kein Programm zur Hand hat, kann Suchmaschinen mit markanten Stichwörtern füttern und so bereits manches Plagiat entlarven.

Quelle:

► Weber-Wulff, Debora: Softwaretest 2008. Abzurufen unter <http://plagiat.htw-berlin.de/software/2008/>



mit eigenen durchsetzt werden, sind solche einfachen Regeln schnell unbrauchbar.

Mittlerweile liegen mehrere Bücher vor, in denen Journalisten über ihren geistigen Diebstahl schreiben und sich somit ihre Betrügereien vergolden (Blair 2004). Andere Autoren schildern eindrücklich journalistisches oder wissenschaftliches Fehlverhalten (Mnookin 2004; Finetti/Himmelrath 1999).

Sehr empfehlenswert ist der *Science*-Artikel von Tara C. Long u.a. (2009): Darin äußern sich Plagiatoren, Originalautoren und Editoren, nachdem sie mit

Der überführte Plagiator war
»wirklich enttäuscht von mir als
Forscher«, ein anderer sprach von
einem »schlechten Spiel«.

dem plagiierten Material konfrontiert wurden. Manche Statements sind geradezu symptomatisch: »I know my careless mistake resulted in a severe ethical issue. I am really disappointed with myself as a researcher.« Oder: »It was a joke, a bad game, an unconscious bet between friends, 10 years ago that such things ... happened. I deeply regret.« Dabei drängt sich die Frage auf, wie groß der Anteil an schwarzen Schafen unter Wissenschaftlern und Journalisten ist.

Jeder zehnte Forscher mogelt

In einer großen Studie, die in *Nature* veröffentlicht wurde, geben 1,4 Prozent der befragten US-Wissenschaftler zu, in den letzten drei Jahren Ideen anderer unerlaubt verwendet oder diese nicht erwähnt zu haben (Martinson et al. 2005). Jeder Zehnte machte unzureichende Angaben zu fremden Autorenschaften. Errami/Garner (2008) suchten innerhalb der bekannten Medline-Datenbank mit mehr als 5.000 weltweit indizierten Journals und sieben Millionen Einträgen nach Duplikaten. Nach Hochrechnung der Autoren gibt es dort etwa 200.000 Plagiate. Auch deutsche Wissenschaftler wurden identifiziert. Bei Studierenden – teilweise unseren Wissenschaftlern von morgen – erreicht die Bereitschaft, zukünftig zu plagieren, mit etwa 90 Prozent ein erschreckendes Ausmaß (Sattler 2007). Etwa ein Viertel gab zu, im Rahmen einer Hausarbeit bereits abgeschrieben zu haben.

Für journalistische Plagiate liegen keine fundierten statistischen Ergebnisse vor. Eine kleine Studie von Weber et al. (2006) deutet jedoch darauf hin, dass die

befragten Journalisten von einer weiten Verbreitung ausgehen. In der Untersuchung von Weischenberg et al. (2006) meinte jeder Fünfte, dass Pressemitteilungen zunehmend Beiträge ersetzen. Das Landgericht Hamburg kam jedoch zu dem Schluss, dass die »nahezu unveränderte Übernahme von Pressemeldungen ohne Quellenangabe und ohne Genehmigung des Rechteinhabers (...) urheberrechtswidrig« ist (Urteil vom 31.01.2007, Az. 308 O 793/06).

Nestbeschmutzer gefährden ihre Karriere

Die Dunkelziffern zu Plagiaten sollten in beiden Lagern nicht unterschätzt werden – etwa weil sich Kollegen ungern gegenseitig anschwärzen, sollten sie sich des Betrugs verdächtigen. Dies trifft immerhin auf ein Viertel der von Teich (1992) befragten US-Wissenschaftler zu. Sie laufen sich häufig auf Konferenzen über den Weg, begutachten gegenseitig ihre Arbeiten und Anträge. Wer anschwärzt, gilt schnell als Nestbeschmutzer, als nicht integer – und stellt sich so unüberwindbare Hürden in den Karriereweg. Im Journalismus kommt Betrug meist nicht ans Licht, da innerredaktionelle Kontrollen fehlen (Ruß-Mohl/Fengler 2005).

Gerade der tagesaktuelle Journalismus leidet unter steigendem Zeit- und Konkurrenzdruck. Dieser und die Arbeitslast werden von Lewis (2008) als treibende Ursachen für Fehlverhalten genannt. Auch flexibilisierte Entlohnungsstrukturen (Stichwort Freelancing) können ermuntern, fremde Texte zu Geld zu machen. Resümierend sieht Robertson (2005) in den heutigen redaktionellen Bedingungen die Ursache einer betrugsfördernden Kultur.

Kurzfristige Vorteile

Wie eine Studie von Eastwood et al. (1996) zeigt, werden auch Wissenschaftler durch Konkurrenzdruck zur Unehrlichkeit animiert. Fördertöpfe sind begrenzt, gute Stellen rar, Absturzgefahren und Einstiegsbarrieren hoch. Insbesondere in den Naturwissenschaften gilt deshalb das Prinzip »publish or perish«, zu Deutsch: Veröffentliche oder stirb. Lässt sich Renommee leicht durch Betrug erreichen, sinkt der Anreiz, gesellschaftlich wünschbare Erkenntnisse unter hohem Aufwand selbst zu gewinnen.

Für Forscher und Journalisten kann es kurzfristig vorteilhaft erscheinen, dem Druck nachzugeben und sich aus dem täglich wachsenden Arsenal an kopierbarem Material zu bedienen: Die Zahl der



wissenschaftlichen Journale ist immens. Nahezu jedes Print- und Rundfunkmedium ist im Web präsent. Laienkommunikatoren wie Blogger produzieren pausenlos Content. Bücher werden digitalisiert. Das Internet macht Übernahmen leicht wie nie zuvor. Die »Tatbegehungskosten« sind also gering.

Obwohl Journalisten und Wissenschaftler während ihrer Ausbildung lernen sollten, dass die Nennung von Quellen zur (Sorgfalts-)Pflicht und nicht zur Kür gehört, scheint es hier Unklarheiten zu geben (DFG 2009). Lewis (2008) bemängelt, dass Ethiklehrbücher für Journalisten kaum auf Plagiate eingehen. Er fand zudem nur in zwei von 35 Ethikkodizes innerhalb der American Society of News Editors einen Verweis, der nahelegt, Ideen anderer kenntlich zu machen. Die bedeutende Rolle der Moral als Bollwerk gegen Betrugstendenzen kennt man zwar nur aus Untersuchungen an Studierenden (Sattler 2007 u.a.). Aber auch bei Journalisten und Wissenschaftlern sollte eine starke Normbindung die Hemmschwelle zu kopieren nachhaltig erhöhen.

Schmerzhafte Strafen drohen

Gegenmaßnahmen können genau hier ansetzen. Ethikkodizes sollten Plagiate eindeutig definieren, Sanktionen benennen und im Arbeitsalltag prominent gemacht werden. Hier besteht in den meisten Fällen Nachholbedarf. Arbeitsverträge sollten Klauseln enthalten, die auf klare und schmerzhafte Strafen verweisen. So können Wissenschaftlern Titel aberkannt werden, die sie durch Plagiate erlangt haben – womöglich ist deren Karriere damit frühzeitig beendet.

Sanktionen wirken allerdings nur, wenn Plagiatoren auch fürchten aufzufliegen. Der Einsatz von Plagiatsoftware (siehe Kasten) hat abschreckende Wirkung, auch wenn diese kein Allheilmittel ist. Für Editoren und Verlage zählt hier die Devise: Tue Gutes und rede darüber. So machten die Nachrichtenagenturen AP und AFP bereits Schlagzeilen damit, dass sie nach Plagiaten suchen und Abmahnungen verschicken.

Rat vom Justiziar

Den Druck von den Schultern der Journalisten und Forscher können nur ihre Interessenvertreter nehmen, indem sie bessere Arbeitsbedingungen einfordern. Die Vertreter von (insbesondere freien) Journalisten könnten noch offensiver mit Beratungsangeboten und Rechtsbeistand werben. Für Wissenschaftler gibt es bei der DFG seit zehn Jahren einen Ombudsmann,

an den sich Opfer von Ideenklau und Whistleblower wenden können. Auch universitäre oder medienhausinterne Justiziare bieten Hilfe. All jene, von denen ein Journalist kopiert hat, sollten die entgangene Vergütung einfordern, Anzeige erstatten und ihren Fall beispielsweise dem Presserat melden. Denn je häufiger Plagiate toleriert werden, desto stärker breitet sich die Herde der schwarzen Schafe aus. ■

Dass die Nennung von Quellen zur Pflicht und nicht zur Kür gehört, sollte klar sein – ist es aber nicht.

Quellen:

- ▶ Deutscher Hochschulverband (2002): Zur Sicherung guter wissenschaftlicher Praxis in der Gemeinschaft von Lehrenden und Lernenden. www.hochschulverband.de/presse/plagiate.pdf
- ▶ Deutsche Forschungsgemeinschaft (2009): Ombudsman der DFG. www.ombudsman-fuer-die-wissenschaft.de/Dokumente/Jahresbericht_2009_Ombudsman.pdf
- ▶ Eastwood, Susan et al. (1996): Ethical issues in biomedical research. *Science and Engineering Ethics*, Vol. 2: 89-114
- ▶ Errami, Mounir/Garner, Harold (2008): A tale of two citations. *Nature*, Vol. 451: 397-399
- ▶ Finetti, Marco/Himmelrath, Armin (1999): Der Sündenfall. Stuttgart u.a.: DUZ
- ▶ Lewis, P. Norman (2008): Plagiarism antecedents and situational influences. *Journalism & Mass Communication Quarterly*, Vol. 85: 313-330
- ▶ Long, Tara C. et al. (2009): Responding to Possible Plagiarism. *Science*, Vol. 323: 1293-1294
- ▶ Martinson, Brain C. et al. (2005): Scientists behaving badly. *Nature*, Vol. 435: 737-738
- ▶ Robertson, Lori (2005): Confronting the Culture. *American Journalism Review*, Vol. 27: 34-42
- ▶ Sands, David R. (2006): Researchers peg Putin as a plagiarist over thesis. *The Washington Post*, 25.3.2006. www.washingtontimes.com/world/20060324-104106-9971r.htm
- ▶ Sattler, Sebastian (2007): Plagiate in Hausarbeiten. Erklärungsmodelle mit Hilfe der Rational-Choice Theorie. Hamburg: Kovac
- ▶ Shapiro, Ivor: Why They Lie (2006): Probing the Explanations for Journalistic Cheating. *Canadian Journal of Communication*, Vol. 31: 261-266
- ▶ Sota, Teiji (2004): Plagiarism in the age of electronic publishing. *Population Ecology*, Vol. 46: 219
- ▶ Teich, Albert H. (1992): Integrity in research: A scientific community view. *Knowledge-Creation Diffusion Utilization* Vol. 14: 185-192
- ▶ Weber, Stefan et al. (2006): So arbeiten Österreichs Journalisten für Zeitungen und Zeitschriften. Salzburg: Journalistik-Heft 18 des Kuratoriums für Journalistenausbildung

Sebastian Sattler (Foto oben) und Floris van Veen sind Soziologen an der Universität Bielefeld. Sattler leitet dort ein Forschungsprojekt zu studentischem Betrug.

